

Jahren eine Fülle an ethnographischen Studien, die bis heute für die Deutung gesellschaftlicher Verhältnisse von unschätzbarem Wert sind. Bereits in den 1970er Jahren stellten Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont eine gewisse Ausnahme in der ethnologischen Landschaft Afghanistans dar. So konzentrierte sich ihre Forschung weit weniger auf eine deskriptive Ethnographie, sondern von Beginn an stand die Analyse diskursiver Praktiken im Vordergrund. So arbeiteten Pierre Centlivres und Micheline Centlivres in vielen Aufsätzen die Kontextabhängigkeit ethnischer Identitäten heraus – zum damaligen Zeitpunkt ein Novum in der ethnologischen Afghanistanforschung. Anhand von Begrüßungsformeln, Weidekonflikten, Bildungszugang oder Heiratsverhältnissen stellten sie dar, wie je nach Situation ethnische Identitäten mobilisiert wurden oder aber zur Bedeutungslosigkeit degradierten. Dieses ethnologische Vorgehen reflektierte ein tief greifendes Einfühlungsvermögen in die lokalen Verhältnisse, wodurch sie stets vor einer allzu eifertigen Kategorisierung der Afghanen entlang ethnischer Schablonen warnten.

Die Fokussierung auf eine soziologisch-politische Anthropologie lieferte gerade vor dem Hintergrund der politischen Turbulenzen, die seit den 1970er Jahren Afghanistan erfassten, wertvolle Erkenntnisse über die gesellschaftlichen Strukturen in Afghanistan. Unvergessen ist etwa ein Beitrag, in dem das Ethnologenpaar zusammen mit Pierre Bourdieu 1980 den Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan im Lichte der anthropologischen Forschung diskutierte. Anders als viele andere Forscher, die sich mit den beginnenden kriegerischen Auseinandersetzungen ihrer Feldforschungsmöglichkeiten beraubt sahen und Afghanistan den Rücken kehrten, ließ das wissenschaftliche Interesse von Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont an den Afghanen keineswegs nach. So führten sie Mitte der 1980er Jahre ihre Feldforschungen in der afghanischen Diaspora in Pakistan fort – ob in den Flüchtlingslagern in Peshawar, Chitral, Waziristan und Quetta oder in der Metropole Karatschi. Hier eröffneten sie wesentliche Einblicke in den kulturellen Wandel, der Millionen Flüchtlinge erfasste. Frühzeitig wiesen sie in verschiedenen Artikeln auf alarmierende Veränderungen in der afghanischen Flüchtlingsgesellschaft hin, die den Boden für das Phänomen der Taliban bereiten sollten.

Das vorliegende Werk „Revoir Kaboul“ stellt eine Reflektion von mehr als 30 Jahren ethnologischer Forschung des Ethnologenpaares in Afghanistan und in den afghanischen Flüchtlingslagern in Pakistan dar. Das Buch führt in wesentliche wissenschaftliche Erkenntnisse von Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont ein und bietet zudem wertvolle Einblicke in deren Forschungsarbeit. „Revoir Kaboul“ ist eine Mischung aus „chronique, journal, mémoires, récit de voyage“, wie sie in ihrem Vorwort schreiben. So nimmt einen das Buch mit auf die Forschungsreisen, die Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont zwischen 1972 und 2005 kreuz und quer durch Afghanistan und in die Flüchtlingslager in Pakistan führten. Dabei werden ihre Reisen in Tagebuchform dargestellt. Eindrücklich sind vor allem

die wiederkehrenden Besuche im Nordosten Afghanistans, wo mit Rustaq, Nahrin und Burqa ihre wesentlichen Forschungsregionen liegen. Hier geben Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont intime Einblicke in ihre Beziehungen zu ihren Informanten und Gesprächspartner.

In einem eigenen Kapitel werden die Kontaktaufnahme zu Informanten und die moralische Problematik von Datenerhebungen kritisch gewürdigt. Zudem werden einem die Bedingungen, unter denen Feldforschung in den 1970er Jahren in Afghanistan möglich war, plastisch vor Augen geführt – ob die rudimentär vorhandene Infrastruktur oder die rauen klimatischen Verhältnisse mit kalten, schneereichen Wintern und heißen, trockenen Sommern. Faszinierend ist zudem die Schilderung historischer Umbruchphasen wie den Staatsstreichen von 1973 und 1978, die Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont in Afghanistan miterlebten. Die letzten Kapitel des Buches, in denen Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont ihre Reise 2005 zu ihren alten Feldforschungsstätten schildern, lassen eine gewisse Wehmut aufkommen. So veränderten der andauernde Kriegszustand, Flucht und Gewalt die lokalen Gemeinschaften immens; endgültig scheinen die Zeiten vorbei zu sein, in denen eine unbefangene Feldforschung in Afghanistan, wie noch in den 1970er Jahren, möglich ist. Angereichert ist das Buch zudem mit bislang unveröffentlichtem Material, das sich mit verschiedenen kulturellen Praktiken wie Essen, Schlafen, Intimität oder Reisen beschäftigt. Auch hier steht – entsprechend ihres anthropologischen Verständnisses – die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Identitäten und Sprache im Vordergrund.

„Revoir Kaboul“ ist nicht allein ein Buch, das zwei erfüllte Forscherleben widerspiegelt, sondern vor allem ein Buch, das von der Faszination und Empathie lebt, die Pierre Centlivres und Micheline Centlivres-Demont mit den Afghanen verbindet. So waren die Afghanen niemals reines Objekt der ethnologischen Feldforschung, sondern das Forscherpaar baute intensive und nachhaltige Beziehungen mit ihren Informanten und Gesprächspartnern auf. In einer Zeit, in der Afghanistan aufgrund zunehmender Rückschläge im Bemühen eines Wiederaufbaus immer wieder als „archaisch“ oder gar „mittelalterlich“ abgekanzelt wird, eröffnet dieses Buch daher alternative Sichtweisen, die nicht allein Ethnologen interessieren sollten, sondern einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollten. Conrad Schetter

Cole, Catherine M., Takyiwa Manuh, and Stephan F. Miescher (eds.): *Africa after Gender?* Bloomington: Indiana University Press, 2007. 328 pp. ISBN 978-0-253-21877-3. Price: \$ 24.95

Gender ist eine der kontroversesten Kategorien in der aktuellen Afrikaforschung. Dieser Sammelband beleuchtet die schillernde Bedeutungsvielfalt von *Gender* in afrikanischen Gesellschaften und Kulturen. Dabei nutzt er *Gender* weniger als theoretisches Konzept, sondern vorrangig als praxisbezogenes Analyseinstrument. *Gender*

wird als relationale Kategorie verstanden und mit anderen Machtphänomenen in Beziehung gesetzt.

Das Buch ist interdisziplinär angelegt, in vier Teile gegliedert und umfasst insgesamt 16 Beiträge. Zu den Autorinnen und Autoren zählen afrikanische und US-amerikanische Sozialanthropologinnen, Historikerinnen, Juristinnen und Soziologinnen. Nur ein männlicher Autor ist vertreten, was die Tatsache spiegelt, dass die Geschlechterforschung in Afrika im Wesentlichen von Wissenschaftlerinnen betrieben wird. Allerdings beschränken sie sich längst nicht mehr auf die Frauenrollen, sondern nehmen Geschlechterverhältnisse insgesamt in den Blick. Einzelne Autorinnen setzen sich auch explizit mit Maskulinitätskonstrukten und den historisch bedingten Brüchen im Rollenverhalten von Männern auseinander. Regional konzentrieren sich die Fallstudien auf Westafrika, insbesondere auf Ghana und Nigeria, einzelne Beiträge widmen sich Uganda, Kenia und Südafrika.

Die folgenden Beispiele illustrieren exemplarisch die vier Schwerpunkte des Buches, konkret die Variationen von Geschlechterkonstrukten, den Aktivismus von Frauen und Frauenorganisationen in der Öffentlichkeit, die Performanz und Repräsentation von *Gender* sowie Interdependenzen zwischen Maskulinitäts- und Senioritätskonzepten.

Ausgehend von der Tatsache, dass es insbesondere während der 1990er Jahre heftige Kontroversen über die Frage gab, inwieweit Herkunft und Nationalität die Forschung beeinflussen, zielen die Herausgeber und Autorinnen darauf ab, die Polarisierungen zwischen US-amerikanischen und afrikanischen Forscherinnen zu überbrücken. So erläutern Nwando Achebe und Bridget Teboh, dass sie sich situationsspezifisch als nigerianische oder kamerunische Forscherinnen positionieren, aber auch als afrikanische Wissenschaftlerinnen oder als Igbo- bzw. Moghamo-Forscherinnen auftreten. Beide absolvierten ihre universitäre Ausbildung in den USA und kehrten für ihre empirischen Studien in ihre Heimatländer bzw. Herkunftsgebiete zurück. Selbstkritisch setzen sie sich mit ihren eigenen Prämissen über Frauen in Afrika auseinander und zeichnen ein differenziertes Bild der Geschlechterverhältnisse in ihren Gesellschaften. Sie erläutern, wie flexibel sie ihre Forschungsmethoden, konkret ihre Kommunikations- und Interaktionsformen, gestalten mussten, um den Eindruck zu vermeiden, sie würden sich bei ihren Interviews wie Kolonialherren verhalten. Ihre Gratwanderung zwischen Nähe bzw. Zugehörigkeit und Distanz legen sie sehr persönlich offen. Außerdem diskutieren sie grundsätzliche Fragen, z. B. in welchem Land sie ihre Studien veröffentlichen sollen und wo sie als Wissenschaftlerinnen eine berufliche Zukunft haben.

Auch im zweiten Teil des Buches, der sich der Rolle von Frauen und Frauenorganisationen in der Öffentlichkeit widmet, geht die ghanaische Sozialanthropologin Takyiwa Manuh auf die Problemlage an afrikanischen Universitäten ein. Sie kritisiert, dass viele Regierungen die tertiäre Bildung sträflich vernachlässigen würden und Universitätsbibliotheken nur rudimentär ausgestattet seien. Dies würde nicht nur den "Brain Drain" afri-

kanischer Wissenschaftler beschleunigen, sondern auch die Entwicklung eigener Forschungen behindern. Konkret bedeutet dies: Viele Forscherinnen und Forscher sind darauf angewiesen, praxisrelevante Studien für Entwicklungsorganisationen zu erstellen, um ihre Existenz zu sichern. Manuh beklagt, dass theorieorientierte Forschung, die für die Formulierung eigener Profile notwendig wäre, weder von internationalen Gebern noch von staatlichen Stellen gefördert wird. Finanzielle Strukturprobleme konstatiert sie auch für Frauenorganisationen: Frauenpolitik werde von regierungsnahen Organisationen bestimmt, die häufig von der Präsidentengattin geleitet werden. Nicht nur in Ghana erschweren diese die Arbeit unabhängiger Frauenorganisationen. Um so problematischer ist es für Frauennetzwerke, gesellschaftliche und politische Kernprobleme anzugehen, etwa die rechtlichen Ungleichheiten oder die häusliche Gewalt.

Die Sozialanthropologin Paulla Ebron zeigt die Interdependenzen zwischen Performanz und *Gender* an Beispielen aus verschiedenen westafrikanischen Ländern auf. Auf diese Weise will sie die Bedeutung regionaler und innerafrikanischer Vergleiche unterstreichen. Sie analysiert die performativen Elemente in Dokumentarfilmen, die sich dem Selbstverständnis einzelner Afrikanerinnen annähern und ihre widersprüchliche Lebensrealität zeigen. Konkret geht es um den Film "Selbe et tant d'autres" der senegalesischen Filmemacherin Safi Faye und den ghanaischen Film "Asante Market Women", gedreht von Charlotte Boaitey und Claudia Milne. Die Filmkritik arbeitet u. a. die konträren wirtschaftlichen und familiären Rollen von Frauen heraus und beleuchtet die daraus resultierenden Konflikte. Gleichzeitig illustriert Ebron an einzelnen Filmsequenzen, wie Ehemänner Streitigkeiten zwischen ihren Ehefrauen wahrnehmen und ihre männliche Vormachtstellung durch verschiedene Strategien der "Streitschlichtung" immer wieder einfordern. Dieser Fokus, die Analyse männlicher Reaktionen auf weibliche Handlungsspielräume, durchzieht auch ihre Fallstudien in Gambia. Dort untersucht sie u. a. die Auswirkungen ländlicher Entwicklungsprojekte auf die Geschlechterverhältnisse. Im letztgenannten Fall wird deutlich, dass die Förderung der wirtschaftlichen Eigenständigkeit von Frauen durch den Verkauf von Gemüse massive Gegenreaktionen der Männer zur Folge hat. Diese werden vor allem in verbalen Gefechten ausgetragen, die gezielt auf die symbolreichen Geschlechterkonstrukte Bezug nehmen und die kulturell zugeschriebenen Versorgungsrollen von Frauen und Männern karikieren.

Unter Bezugnahme auf den Titel des Buches "Africa after Gender?" reflektiert die ugandische *Gender*-Forscherin und Literaturwissenschaftlerin Helen Nabasuta Mugambi über die unterschiedlichen Ansätze in der afrikanischen Geschlechterforschung. Gerade weil derzeit eine große Spannweite an Positionen, Konzepten und Ansätzen die Forschungslandschaft prägen, fordert sie eine intensive Fortführung der empirischen und theoretischen Studien. Sie plädiert für intensivere Dialoge zwischen Wissenschaftlerinnen, die eher theorieorientiert arbeiten, und Frauen, die an der gesellschaftlichen Basis oder in Organisationen und Institutionen die Geschlech-

terhierarchien zu ändern versuchen. Nabasuta Mugambi unterstreicht, dass *Gender* ein dynamisches Konzept sei. In ihren Ausführungen über den Wandel von Machtverhältnissen zwischen Frauen und Männern gibt sie wiederholt zu bedenken, wie koloniale Interventionen die Hierarchien geprägt haben. Die Herausforderung für Geschlechterforschungen sieht sie u. a. darin, diese historischen Prägungen mit dem heutigen Machthandeln von Männern in Relation zu setzen und dabei nicht die Bedeutung der weit verbreiteten geschlechtsspezifischen Gewalt außer Acht zu lassen. Sie erläutert dies am Beispiel ihres Heimatlandes Uganda, das einerseits für die international anerkannte Geschlechterforschung an der Makerere Universität in Kampala und für seine frauenpolitischen Programme gerühmt wird, wo andererseits aber ranghohe Politikerinnen ähnlich wie Kleinbäuerinnen oder Kleinhändlerinnen mit häuslicher Gewalt konfrontiert sind. Für Nabasuta Mugambi bedeutet dies, Wissenschaftlerinnen sollten diese Widersprüche erforschen und ihre Ergebnisse für Aktivistinnen fruchtbar machen, die an der Überwindung der Missstände arbeiten.

Insgesamt bietet das Buch einen facettenreichen Überblick zur aktuellen Geschlechterforschung in Afrika. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn mehr Autorinnen und Autoren aus dem südlichen Afrika zu Wort gekommen wären, da ihre Auseinandersetzungen mit den gebrochenen männlichen Identitätszuschreibungen in den früheren Siedlerkolonien wichtige Impulse für eine analytische Tiefenschärfe in der differenzierten Maskulinitäts- und *Gender*-Forschung gegeben hätten.

Rita Schäfer

Collins, Randall: *Violence. A Micro-Sociological Theory.* Princeton: Princeton University Press, 2008. 563 pp. ISBN 978-0-691-13313-3. Price: \$ 45.00

Social psychology, according to Richard Sennett, "can best be defined as the study of the relationship between people's emotional life and the social conditions they experience." Collins's "Violence" is a definitive work explaining how men and women's emotional life influences their practice of violence.

Collins's key assertion is made on the very first page: he argues that a "vast array of types of violence ... can be explained by a relatively compact theory." On page 19 he expands: "My aim is a general theory of violence as situational process." Close to the end of the book (449), he defines his subject matter precisely and narrowly: "Violence is an interactional accomplishment in a situation structured by emotion."

The brilliance of Collins's approach is captured in how he structures his discussion of violence. Those who think violence is the province of the criminal will be struck to find Collins beginning by probing violent responses by soldiers and police and comparing their reactions to domestic abusers, robbers, gangbangers, and bullies. His comparisons of ace fighter pilots and hit men, in their cold, calculating, and aggressive natures, might also disturb the normal science approach of many criminologists.

The key concept that Collins presents is that of "forward panic" and he begins its description with police killings and infantry charges. Forward panic, for Collins, is the primary explanation for the social psychological processes that engender and prolong violence. It is Collins's fundamental independent variable, focused on a specific emotional state that he generalizes across time, place, race, and gender.

"A forward panic is a zone in time where the emotional impulses are overwhelming, above all because they are shared by everyone: by one's supporters and fellow attackers, and in a reciprocal way, by the passive victims" (121). The book is a superb commentary on how the emotional energy created by the situation of forward panic produces violence. Collins looks at infantry in war waiting until the instant occurs when a charge leads to total domination: police ganging up to beat a helpless victim; mobs at soccer games; sports teams on an emotional charge or "run," and the mob violence of lynching, among many other examples. Collins's exhaustive treatment of the forward panic is a major contribution to the literature and the term is certain to become a standard part of our vocabulary on violence.

Collins is also aware of the limitations of his theory, promising a second volume that "expands the frame to include that which is left out." This may prove difficult. Collins's perspective firmly puts situational matters in the foreground and his stated intention is to dispel or "bracket" the importance of background conditions, whether of race, gender, economics, or culture (34).

This micro-sociological perspective championed by Collins has had broad influence. My own field, gang research, has been strongly shaped by a similar "group process" perspective that elevates "aleatory" situational factors over background conditions like race. The group process perspective of Short and Klein ably describes how interactions within the gang lead to violence. Further consideration, however, finds such universal group processes have little correlation with variations in rates of gang violence between cities or different ethnic groups. Variation in gang violence appears to be related more to background conditions, like racial frustration, spatial distribution, or the socioeconomic history of a city.

This problem in Collins's situational perspective can best be seen by citing a passage where he comments on the remarkable group of pictures and website "Without Sanctuary" (<http://www.withoutsanctuary.org/>). These are a set of postcards made by early 20th century southern American whites from photographs where they posed next to lynched black people. Collins comments: "Our first reaction may well be to interpret the gestures of the demonstrative extremists as expression of the racism shared by the crowd (or the entire society). But this would be to ignore what we actually see: a small number of individuals ... stand out from the crowd in their actions and bodily expressions" (425f.).

Collins adroitly explains lynching by dissecting the emotional and violent responses of a few in a larger mob. But the larger context here, of slavery, segregation, and racism, seems to me much more important. Collins